

Ephraim Kishon
Gesammelte Werke

Ephraim Kishon

Gesammelte Werke

Ins Deutsche übertragen
von Friedrich Torberg

Anaconda

Drehn Sie sich um, Frau Lot

© 1961 bei LangenMüller in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH

Arche Noah, Touristenklasse

© 1962 bei LangenMüller in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH

Wie unfair, David, 1967

© 1967 bei LangenMüller in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH

Der Blaumilchkanal

© 1971 bei LangenMüller in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

© dieser Ausgabe 2017, 2021 by Anaconda Verlag,
einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Ephraim Kishon, Oktober 1991, akg-images / picture-alliance / dpa

Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bad Honnef

Satz und Layout: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7306-0529-5

www.anacondaverlag.de

Inhalt

Drehn Sie sich um, Frau Lot!	7
Arche Noah, Touristenklasse	201
Wie unfair, David!	409
Der Blaumilchkanal	563

Drehn Sie sich um, Frau Lot!

Satiren aus Israel

Inhalt

Zur Einführung	15
Der Unterschied	17
Jüdisches Poker	20
Unternehmen Babel	25
Ein Oldtimer	30
Brautkauf im Kibbuz	33
Kettenreaktion	39
Ein wundertätiger Arzt	46
Nehmen Sie Platz	51
Professor Honig macht Karriere	56
Bitte recht freundlich	61
Bon Voyage	67

Schaschlik, Sum-Sum, Wus-Wus	70
Yigal und die Inquisition	77
Achimaaz und die Schuhe	81
Im Zeichen des Kreuzworträtsels	85
Die Früchte des Misstrauens	89
Latifa und die schwarze Magie	93
Chamsin und Silberrausch	98
Eiserner Vorrat	103
Auf dem Supermarkt	108
Der Schaukelhengst	112
Aus absolut sicherer Quelle	117
Verirrt in Jerusalem	123
Der perfekte Mord (Israelische Version)	129
Besuchszeiten: Montag und Donnerstag	133
Ich bin Zeuge	139
Mit Mazze versehen	145

Kleine Frühjahrsreinigung	149
Ein anregender Feiertag	154
Der Blaumilchkanal	158
Ihre Zimmernummer, Sir	165
Das Geheimnis der »Stimme Israels«	169
Ohne Mundek geht's nicht	175
Sternenbanner mit zwei Sternen	180
Gerechtigkeit für Dr. Partzuf	185
Soziale Fürsorge	190

»... lots weib aber sahe hinter
sich und ward zur salzsäule«
(*Genesis XIX, 26*)

Heute könnte sich Frau Lot getrost umwenden. Wo einst die sündigen Städte Sodom und Gomorrha standen, würde sie die neuen israelischen Pottasche-Werke erblicken, deren einzige Sünde darin besteht, dass sie mit Verlust arbeiten ...

Zur Einführung

Dieses Buch ist ein kühnes und neuartiges Experiment: Es will ein Bild des Staates Israel zeichnen, ohne es mit Zionismus zu überladen. Natürlich birgt ein solches Experiment mannigfache Gefahren. Israel ohne Zionismus – das könnte sich als ebenso unhaltbar erweisen wie Amerika ohne Baseball. Wir möchten deshalb unsere Ankündigung eines nichtzionistischen Buches dahin modifizieren, dass dem Leser die üblichen Lobeshymnen über Israel ausnahmsweise erspart bleiben sollen und dass er stattdessen den Vorzug genießen wird, nur das Beste über Israel zu hören.

Nicht als ob der Staat Israel keine Fehler hätte. Aber wir lieben ihn mitsamt seinen Fehlern, so, wie die Kanadier Kanada lieben, die Portugiesen Portugal und die Engländer Frankreich. Der einzige Unterschied zwischen uns und den eben genannten Ländern besteht darin, dass wir auf der Landkarte bedeutend schwerer zu finden sind. Unser Land ist so winzig, dass die meisten Globen und Atlanten keinen Platz für seinen Namen erübrigen können. Gewöhnlich kennzeichnen sie es mit »Jerusalem«, als ob Israel die Hauptstadt von Jerusalem wäre, nicht umgekehrt.

Nun, über derlei Kleinigkeiten wundern wir uns nicht. Überhaupt wundern wir uns über sehr wenig. Schließlich ist ja ganz Israel das Ergebnis einer Reihe von Wundern.

Erinnern wir uns: Theodor Herzl, ein jüdischer Journalist aus Budapest, der kein Wort Hebräisch sprach, wurde durch den Dreyfus-Prozess zu dem Entschluss inspiriert, einen jüdischen Staat ins Leben zu rufen. Und siehe da: Ein paar Jahrzehnte später gab es diesen jüdischen Staat tatsächlich. Bis heute weiß kein Mensch, am allerwenigsten die Engländer, wie das alles geschah.

Wunder haben also von Anfang an zum ständigen Inventar der israelischen Wirklichkeit gehört. Sie werden selbst in die kühnsten, nüchternsten Planungen einkalkuliert. Wenn der Finanzminister irgendeines anderen Landes in einer Kabinettsitzung verkündet: »Meine Herren, nur ein Wunder kann uns retten«, so bedeutet das, dass die betreffende Regierung, oder vielleicht das ganze Land, vor einer Katastrophe steht. In Israel bedeutet es nichts weiter, als dass das betreffende Wunder in den nächsten zwei, drei Tagen geschehen wird. Und das tut es auch. Kein Wunder, dass Israel ein Wunderland ist.

Gibt es, um noch ein Beispiel zu nennen, einen zweiten Staat, dessen Angehörige zum weitaus größeren Teil außerhalb der Staatsgrenzen leben? Eine paradoxe Situation, gewiss. Aber sie hat ihre Vorteile. Millionen von Steuerzahlern außerhalb der Staatsgrenzen sind der Wunschtraum aller Finanzminister.

Wir lieben unsere Brüder in der Diaspora. Und unsere Brüder in der Diaspora lieben uns noch viel mehr. Sie addieren zu ihrer Liebe die Gewissensbisse, von denen sie geplagt werden, weil sie in der Diaspora leben und nicht bei uns. Um die Wahrheit zu sagen: Die meisten von ihnen verstehen gar nicht, warum sie diesen lächerlichen, kleinen Fleck auf der Landkarte so sehr lieben. Sie verstehen den Unterschied nicht, der zwischen diesem Staat und allen anderen Staaten des Globus besteht.

Und jetzt ist es an der Zeit, unsere Leser mit Harry bekannt zu machen. Denn auch Harry hat den Unterschied nicht verstanden. Aber er hat ihn verstehen gelernt.

Der Unterschied

Der erwähnte Harry ist ein entfernter Onkel von mir. Mit vollem Namen heißt er Harry Klein. Eines Tages, es ist noch nicht allzu lange her, emigrierte er nach Amerika, um die gleiche Zeit, da ich nach Israel ging. Harry war das, was man einen »guten Juden« nennt, aber er war kein Zionist. Deshalb ging er ja auch nach New York.

Überdies war Harry ein sehr naiver Mensch. Er hielt sich für einen ausgezeichneten Geschäftsmann und glaubte fest daran, dass er nur in Amerika zu landen brauchte – und die Dollars würden in seine Taschen zu fließen beginnen. Kaum war er in Amerika gelandet, begannen die Dollars in seine Tasche zu fließen. Was sollte ich tun? Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihm mit bescheidenem Stolz zu schreiben, dass ich in Israel zwar nicht auf Rosen gebettet wäre, aber keinerlei Mangel litte. Was sollte er tun? Es blieb ihm nichts anderes übrig, als mir keine Pakete mehr zu schicken.

Unsere Meinungsverschiedenheiten kamen zum offenen Ausbruch, als ich anlässlich eines Besuches in New York für ein paar Tage bei meinem entfernten Onkel Harry abstieg. Die permanente Nahostkrise hing drohend über uns, und Harry wich um kein Jota von seinem Standpunkt:

»Jedes Jahr bekommt ihr meine Spende. Regelmäßig. Aber ich will Mumpitz heißen, wenn ich eine Ahnung habe, wozu das gut sein soll. Was ist denn so großartig bei euch dort unten? Hast du dort irgendetwas, was ich hier in New York nicht habe?«

»Ich fühle mich dort unten sehr wohl«, stellte ich fest.

»Und ich fühle mich hier sehr wohl«, antwortete er.

»Was ist der Unterschied?«

»Ich lebe unter zwei Millionen Juden.«

»Ich auch.«

»Unser Präsident ist Jude.«

»O. K. Sollte ich jemals den Ehrgeiz haben, Präsident zu werden, dann komme ich nach Israel.«

Wenn unser Gespräch so weit gediehen war, pflegten wir es abzubrechen.

Während meines Aufenthaltes bekam ich vom US State Department die ehrenvolle Einladung, am 4. Juli – dem amerikanischen Nationalfeiertag – der Parade beizuwohnen. Ich rang mir die noble Geste ab, meinen entfernten Onkel Harry Klein mitzunehmen. Schon um ihm zu zeigen, welches Prestige ein israelischer Bürger in den Vereinigten Staaten von Amerika genösse.

Auf die Gefahr hin, dass man mich in Israel einer unpatriotischen Haltung zeihen wird, gebe ich zu, dass auch die Amerikaner eine gewisse Fähigkeit im Veranstalten von Paraden besitzen. Eine Zeitlang vergnügte ich mich damit, die im Zug mitmarschierenden Militärkapellen zu zählen. Bei fünfzig gab ich auf.

Harry befand sich in einem Taumel der Begeisterung und klatschte sich die Hände wund.

»Nun?«, fragte er. »Wie sind wir?«

»Nicht schlecht«, murmelte ich. »Gar nicht schlecht.«

Kaum sechs Stunden später näherte sich die Parade ihrem Abschluss. Etwa vierhundert Jetflieger der verschiedensten Typen donnerten über uns hinweg. Harry folgte ihnen verzückten Blicks.

»Siehst du«, sagte er, »wir sind die größte Macht der Welt.«

Ich wollte etwas besonders Gescheites und Witziges entgegenen, hatte aber das ungewöhnliche Pech, dass mir nichts einfiel.

Im folgenden Jahr, gerade als die Bäume zu blühen begannen, tauchte mein entfernter Onkel Harry Klein unvermutet bei uns in Israel auf. Aus keinem besonderen Anlass und aus keinem besonderen Interesse an Israel. Gott behüte. Er war nur gerade auf einer Vergnügungsreise in Europa gewesen und hatte plötzlich den Einfall gehabt, seine entfernten Verwandten in Israel zu besuchen. Warum auch nicht.

Diesmal war er der Tourist und wurde infolgedessen von der Re-

gierung betreut. Auf diese Weise fand ich mich am Unabhängigkeitstag im Besitz einer Tribünenkarte und konnte endlich einmal der großen Parade beiwohnen.

Die Organisation klappte hervorragend. Kein Zuschauer musste mehr als zwanzig Meilen zu Fuß gehen, um seinen Platz zu erreichen. Die Plätze waren nicht sehr bequem, aber dafür blies ein erstklassiger Chamsin, unser beliebter, heimischer Wüstenwind.

Mein Onkel Harry Klein biss die Zähne zusammen und schwieg.

Ungefähr eine Stunde saßen wir in angespannter Erwartung. Dann marschierten die ersten Abteilungen vorüber, mit Fahnen und Standarten. Harry applaudierte.

Dann flogen acht Kampfflugzeuge vom Typ »Mystère« über unsere Köpfe. Harry sah ihnen nach. In seinen Augen glänzten Tränen.

Vier Helikopter folgten. Harry heulte wie ein kleines Kind.

Ich wandte mich zu ihm:

»Siehst du, Klein«, sagte ich. »Das ist der Unterschied.«

Jüdisches Poker

In der vergangenen Skizze habe ich dem Leser einen kleinen Geschmack der chauvinistischen Atmosphäre vermittelt, die in Israel herrscht und die nicht scharf genug verurteilt werden kann. Um ihn mit einem anderen Aspekt der jüdischen Mentalität vertraut zu machen, berichte ich nunmehr von einer Pokerpartie, die ich eines schläfrigen Nachmittags mit meinem Freund Jossele hatte.¹ Sie wird dem Leser tiefere Kenntnisse über die jüdische Seele beibringen als sämtliche Nahostkommentare der National Broadcasting Company.

Wir waren schon eine ganze Weile lang am Tisch gesessen und hatten wortlos in unserem Kaffee gerührt. Jossele langweilte sich.

»Weißt du was?«, sagte er endlich. »Spielen wir Poker!«

»Nein«, sagte ich. »Ich hasse Karten. Ich verliere immer.«

»Wer spricht von Karten? Ich meine jüdisches Poker.«

Jossele erklärte mir kurz die Regeln. Jüdisches Poker wird ohne Karten gespielt, nur im Kopf, wie es sich für das Volk des Buches ziemt.

»Du denkst dir eine Ziffer, und ich denk mir eine Ziffer«, erklärte mir Jossele. »Wer sich die höhere Ziffer gedacht hat, gewinnt. Das klingt sehr leicht, aber es hat viele Fallen. Nu?«²

1 Jossele ist kein direkt hebräischer Name, aber ich möchte keinem Unschuldigen die zungenbrecherische Korrektheit der hebräischen Nomenklatur aufbürden.

2 Die Interjektion »Nu«, die ungefähr dem englischen »well« entspricht, spielt im Hebräischen die Rolle des Jolly Joker. Einer oberflächlichen Statistik zufolge hat »Nu« 680 verschiedene Bedeutungen, je nach dem Stand des Gesprächs, dem Gesichtsausdruck des Sprechers und der Tageszeit. Hier folgen, wahllos herausgegriffen, einige dieser Bedeutungen:

»Komm schon!«

»Was ist los?«

»Lass mich in Ruhe.«

»Einverstanden«, sagte ich. »Spielen wir.«

Jeder von uns setzte fünf Piaster ein, dann lehnten wir und zurück und begannen uns Ziffern zu denken. Alsbald deutete mir Jossele durch eine Handbewegung an, dass er seine Ziffer gefunden hätte. Ich bestätigte, dass auch ich so weit sei.

»Gut«, sagte Jossele. »Lass deine Ziffer hören.«

»11«, sagte ich.

»12«, sagte Jossele und steckte das Geld ein. Ich hätte mich ohrfeigen können. Denn ich hatte zuerst 14 gedacht und war erst im letzten Augenblick auf 11 heruntergegangen, ich weiß selbst nicht warum.

»Höre«, sagte ich zu Jossele. »Was wäre geschehen, wenn ich 14 gedacht hätte?«

»Dann hätte ich verloren. Das ist ja der Reiz des Pokerspiels, dass man nie wissen kann, wie es ausgeht. Aber wenn deine Nerven fürs Hasardieren zu schwach sind, dann sollten wir vielleicht aufhören.«

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, legte ich zehn Piaster auf den Tisch. Jossele tat desgleichen. Ich dachte sorgfältig über meine Ziffer nach und kam mit 18 heraus. »Verdammt«, sagte Jossele. »Ich hab nur 17.«

Mit zufriedennem Lächeln strich ich das Geld ein. Jossele hatte sich wohl nicht träumen lassen, dass ich mir die Tricks des jüdischen Pokers so rasch aneignen würde. Er hatte mich wahrscheinlich auf 15 oder 16 geschätzt, aber bestimmt nicht auf 18. Jetzt, in seinem begreiflichen Ärger, schlug er eine Verdoppelung des Einsatzes vor.

»Wie du willst«, sagte ich und konnte einen kleinen Triumph in meiner Stimme nur mühsam unterdrücken, weil ich mittlerweile auf eine phantastische Ziffer gekommen war: 35!

»Komm heraus«, sagte Jossele.

»35!«

»43!«

Damit nahm er die vierzig Piaster an sich. Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopf stieg. Meine Stimme bebte:

»Ich habe kein Wort verstanden. Was willst du eigentlich?«

»Schön. Nehmen wir an, es ist so, wie du sagst. Ich gebe das nicht vielleicht zu, ich sage nur: Nehmen wir an. Aber deshalb brauchst du nicht gleich zu schreien, du Idiot.«

»Darf ich fragen, warum du vorhin nicht 43 gesagt hast?«

»Weil ich mir 17 gedacht hatte«, antwortete Jossele indigniert. »Das ist ja eben das Aufregende an diesem Spiel, dass man nie –«

»Ein Pfund«, unterbrach ich trocken und warf eine Banknote auf den Tisch. Jossele legte seine Pfundnote herausfordernd langsam daneben. Die Spannung wuchs ins Unerträgliche.

»54«, sagte ich mit gezwungener Gleichgültigkeit.

»Zu dumm!«, fauchte Jossele. »Auch ich hab mir 54 gedacht. Gleichstand. Wir müssen noch einmal spielen.«

In meinem Hirn arbeitete es blitzschnell. Du glaubst wahrscheinlich, dass ich wieder mit 11 oder etwas Ähnlichem herauskommen werde, mein Junge! Aber du wirst eine Überraschung erleben ... Ich wählte die unschlagbare Ziffer 69 und sagte, zu Jossele gewendet:

»Jetzt kommst einmal du als erster heraus, Jossele.«

»Bitte sehr.« Mit verdächtiger Eile stimmte er zu. »Mir kann's recht sein. 70!«

Ich musste die Augen schließen. Meine Pulse hämmerten, wie sie seit der Belagerung von Jerusalem nicht mehr gehämmert hatten.

»Nu?«, drängte Jossele. »Wo bleibt deine Ziffer?«

»Jossele«, flüsterte ich und senkte den Kopf. Ob du's glaubst oder nicht: Ich hab sie vergessen.«

»Lügner!«, fuhr Jossele auf. »Du hast sie nicht vergessen, ich weiß es. Du hast dir eine kleinere Ziffer gedacht und willst jetzt nicht damit herausrücken! Ein alter Trick! Schäm dich!«

Am liebsten hätte ich ihm die Faust in seine widerwärtige Fratze geschlagen. Aber ich beherrschte mich, erhöhte den Einsatz auf zwei Pfund und dachte im gleichen Augenblick »96« – eine wahrhaft mörderische Ziffer.

»Komm heraus, du Stinktief!«, zischte ich in Josseles Gesicht. Jossele beugte sich über den Tisch und zischte zurück:

»1683!«

Eine haltlose Schwäche durchzitterte mich.

»1800«, flüsterte ich kaum hörbar.

»Gedoppelt!«, rief Jossele und ließ die vier Pfund in seiner Tasche verschwinden.

»Wieso gedoppelt? Was soll das heißen?!«

»Nur ruhig. Wenn du beim Poker die Selbstbeherrschung verlierst, verlierst du Hemd und Hosen«, sagte Jossele lehrhaft. »Jedes Kind kann dir erklären, dass meine Ziffer als gedoppelte höher ist als deine. Und deshalb –« »Genug!«, schnarrte ich und schleuderte eine Fünfpfundnote auf den Tisch. »2000!«

»2417!«

»Gedoppelt!« Mit höhnischem Grinsen griff ich nach dem Einsatz, aber Jossele fiel mir in den Arm.

»Redoubliert!«, sagte er mit unverschämtem Nachdruck, und die zehn Pfund gehörten ihm. Vor meinen Augen flatterten blutigrote Schleier.

»So einer bist du also«, brachte ich mühsam hervor. »Mit solchen Mitteln versuchst du mir beizukommen! Als hätte ich's beim letzten Mal nicht ganz genauso machen können.«

»Natürlich hättest du's ganz genauso machen können«, bestätigte mir Jossele. »Es hat mich sogar überrascht, dass du es nicht gemacht hast. Aber so geht's im Poker, Jachabibi.³ Entweder kannst du es spielen, oder du kannst es nicht spielen. Und wenn du es nicht spielen kannst, dann lass die Finger davon.«

Der Einsatz betrug jetzt zehn Pfund.

»Deine Ansage, bitte!«, knirschte ich.

Jossele lehnte sich zurück und gab mit herausfordernder Ruhe seine Ziffer bekannt:

»4.«

»100 000!«, trompetete ich.

Ohne das geringste Zeichen von Erregung kam Josseles Stimme:

»Ultimo!« Und er nahm die zwanzig Pfund an sich.

Schluchzend brach ich zusammen. Jossele strich mir tröstend über den Scheitel und belehrte mich, dass nach dem so genannten Hoyle-

³ Jachabibi ist der arabische Ausdruck für »alter Junge« und wird als Anrede unter sehr vertrauten Freunden gebraucht oder von völlig Fremden auf der Straße oder von Schulkindern in der Schule oder von Regierungsmitgliedern bei stürmischen Kabinettsitzungen.

schen Gesetz derjenige Spieler, der als erster »Ultimo« ansagt, auf jeden Fall und ohne Rücksicht auf die Ziffer gewinnt. Das sei ja gerade der Spaß im Poker, dass man innerhalb weniger Sekunden –

»Zwanzig Pfund!« Aufwimmernd legte ich mein letztes Geld in die Hände des Schicksals.

Josseles zwanzig Pfund lagen daneben. Auf meiner Stirn standen kalte Schweißperlen. Ich fasste Jossele scharf ins Auge. Er gab sich den Anschein völliger Gelassenheit, aber seine Lippen zitterten ein wenig, als er fragte:

»Wer sagt an?«

»Du«, antwortete ich lauernd. Und er ging mir in die Falle wie ein Gimpel.

»Ultimo«, sagte er und streckte die Hand nach dem Goldschatz aus. Jetzt war es an mir, seinen Griff aufzuhalten.

»Einen Augenblick«, sagte ich eisig. »Ben Gurion!«

Und schon hatte ich die vierzig Pfund bei mir geborgen. »Ben Gurion ist noch stärker als Ultimo«, erläuterte ich. »Aber es wird spät. Wir sollten Schluss machen, Jachabibi.«

Schweigend erhoben wir uns. Ehe wir gingen, unternahm Jossele einen kläglichen Versuch, sein Geld zurückzubekommen. Er behauptete, das mit Ben Gurion sei eine Erfindung von mir. Ich widersprach ihm nicht. Aber, so sagte ich, darin besteht ja gerade der Reiz des Pokerspiels, dass man gewonnenes Geld niemals zurückgibt.

Unternehmen Babel

Neben dieser spezifisch jüdischen Mentalität besitzt Israel noch weitere Gemeinsamkeiten: Das allumfassende Durcheinander seiner Umgangssprachen. Die Heimführung der Zerstreuten aus sämtlichen Winkeln der Welt mag eine noch so großartige, ja epochale Leistung darstellen – in sprachlicher Hinsicht hat sie ein Chaos erzeugt, gegen das sich der Turmbau von Babel wie die Konstruktion einer bescheidenen Lehmhütte ausnimmt. In Israel werden mehr Sprachen gesprochen, als der menschlichen Rasse bisher bekannt waren. Zwar kann sich auch ein Waliser mit einem Schotten und ein Schotte mit einem Texaner nur schwer verständigen. Aber es besteht zwischen ihnen immer noch eine ungleich größere linguistische Verwandtschaft als zwischen einem Juden aus Afghanistan und einem Juden aus Kroatien.

Die offizielle Sprache unseres Landes ist das Hebräische. Es ist auch die Muttersprache unserer Kinder – übrigens die einzige Muttersprache, welche die Mütter von ihren Kindern lernen. Amtliche Formulare müssen hebräisch ausgefüllt werden. Die meistgelesene Sprache ist englisch, die meistgesprochene jiddisch. Hebräisch lässt sich verhältnismäßig leicht erlernen, fast so leicht wie chinesisch. Schon nach drei oder vier Jahren ist der Neueinwanderer in der Lage, einen Straßenpassanten in fließendem hebräisch anzusprechen:

»Bitte sagen Sie mir, wie spät es ist, aber womöglich auf englisch.«

Im Umgang mit den Behörden wird der Bürger gut daran tun, sich der offiziellen Landessprache zu bedienen, damit man ihn versteht. Noch besser ist es allerdings, sich der offiziellen Landessprache nicht zu bedienen und nicht verstanden zu werden.

Als bester Beweis für diese These diene das folgende Erlebnis:

Es begann damit, dass ich zwecks Einfuhr eines Röntgenapparates

bestimmte Schritte unternehmen musste. Ich rief im Ministerium für Heilmittelinstrumente an und erkundigte mich, ob man für die Einfuhr eines Röntgenapparates eine Lizenz benötigte, auch wenn man den Apparat von Verwandten geschenkt bekommen hat und selbst kein Arzt ist, sondern nur an Bulbus duodenitis leidet und den Magen so oft wie möglich mit Röntgenstrahlen behandeln muss.¹

Im Ministerium ging alles glatt. Am Informationsschalter saß ein junger Mann, der seinen Onkel vertrat. Der Onkel war gerade zur Militärübung für Reservisten abkommandiert, und der junge Mann schickte mich zum Zimmer 1203, von wo man mich auf Nr. 4 umleitete. Nachdem ich noch durch die Nummern 17, 3, 2004, 81 und 95 hindurchgegangen war, erreichte ich endlich Nr. 604, das Büro von Dr. Bar Cyanid, Konsulent ohne Portefeuille für Angelegenheiten der externen Röntgenbestrahlung.

Vor dem Zimmer Nr. 604 stand niemand. Trotzdem wurde ich belehrt, dass man das Amtszimmer nur mit einem nummerierten Passierschein betreten dürfe, der auf Nr. 18 erhältlich sei. Durch diese Passierscheine sollte die lästige Schlangenbildung hintangehalten werden.²

Vor dem Zimmer Nr. 18 stand eine entsetzlich lange Schlange. Ich begann blitzschnell zu rechnen: Selbst wenn keine der sich anstellenden Personen länger als 30 Sekunden in Anspruch nähme und jede fünfte Person durch plötzlichen Todesfall ausscheide, würde ich frühestens in fünf bis sechs Jahren drankommen. Das ist, angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen wir leben müssen, eine sehr lange Zeit.

1 Die britische Mandatsregierung hat uns sehr viel Gutes hinterlassen, darunter auch die Vorliebe für Lizenzerteilungen. Wer in Israel irgend etwas zu importieren oder zu exportieren wünscht – Automobile, Kühlschränke, Nahrungsmittel, Bücher, Blumen, Bürsten oder Nadeln – muss um eine Lizenz ansuchen, und bevor er sie bekommt, ist der Kühlschrank in der Sonne weggeschmolzen, die Nahrung verdorben, das Buch unlesbar geworden und die Nadel im Heu verloren gegangen. Deshalb empfiehlt es sich, den Beamten, der die Lizenz ausstellen soll, ein wenig anzutreiben.

2 In Israel gilt das Schlangestehen als notwendiges Übel, in England als Lebensform. Wir Israeli haben keinen größeren Ehrgeiz, als das Schlangestehen zu umgehen (auch unser Vorvater Jakob erhielt den väterlichen Segen außer der Reihe). Und wir bewundern die Engländer, die an den Autobus-Haltestellen ruhig, geduldig und gewissenhaft Schlange stehen und erst dann zu stoßen und zu drängen beginnen, wenn der Bus anhält.

Ein gewisser selbstsüchtiger Zug, der in meinem Wesen immer wieder durchbricht, verleitete mich, das angrenzende Zimmer Nr. 17 zu betreten und von dort ins Zimmer Nr. 18 einzudringen, wo man die zur Vermeidung von Schlangenbildungen eingeführten Nummernscheine bekam. Das Zimmer war leer. Nur hinter dem Schreibtisch saß ein vierschrötiger Beamter, der mich durchdringend ansah und – vielleicht aus Schreck über mein unvermutetes Auftauchen – die folgenden unhöflichen Worte von sich gab: »Eintritt durch den Nebenraum verboten. Wer durch die Seitentüre kommt, wird nicht abgefertigt. Haben Sie draußen keine Schlange gesehen? Auch Sie müssen sich anstellen, genau wie jeder andere!«³

In solchen Situationen muss man sich etwas Ungewöhnliches einfallen lassen, sonst ist man verloren.

»Bulbus«, sagte ich mit Nachdruck. »Bulbus duodenitis.«

3 Wir Israeli werden gelb vor Neid, wenn wir an die ausgesucht höflichen Umgangsformen denken, die in den Amtsstellen der westlichen Hemisphäre gang und gäbe sind. In Israel verläuft das typische Telefongespräch mit einer typischen Sekretärin in einer typischen Amtsstelle ungefähr folgendermaßen:

»Ist Herr X in seinem Büro?«

»Machen Sie sich nicht lächerlich.«

»Wann kommt er wieder?«

»Wie soll ich das wissen?«

»Würden Sie eine Nachricht für Herrn X übernehmen?«

»Lassen Sie die dummen Witze.« (Sie legt den Hörer ab, ohne auch nur eine einzige Silbe notiert zu haben.)

Im hochzivilisierten Westen hingegen, besonders in der angelsächsischen Welt:

»Ist Herr X in seinem Büro?«

»Ich fürchte, dass er im Augenblick nicht anwesend ist, mein Herr.«

»Wann kommt er wieder?«

»Es tut mir außerordentlich leid, mein Herr, aber darüber könnte ich Ihnen keine absolute zuverlässige Auskunft geben.

Hübsches Wetter heute, mein Herr, nicht wahr?«

»Ja, ganz hübsch. Der Regen ist in den letzten Tagen entschieden wärmer geworden.

Würden Sie eine Nachricht für Herrn X übernehmen?«

»Mit größtem Vergnügen, mein Herr.«

(Die Nachricht wird langsam diktiert, schwierigere Worte werden sorgfältig buchstabiert.)

»Danke sehr, mein Herr. Auf Wiederhören, mein Herr.« (Sie legt den Hörer ab, ohne auch nur eine einzige Silbe notiert zu haben.)

Der Beamte war offenkundig ein medizinischer Laie. Er glotzte mich verständnislos an. »Was?«, fragte er. »Wer? Wieso?«

Und in diesem Augenblick kam mir der erlösende Einfall, der sehr wohl zu einem epochalen Umschwung in der Geschichte des israelischen Schlangestehens führen könnte.

»Dvargitschoke plokay g'vivtschir?«, äußerte ich in fragendem Tonfall und mit freundlichem Lächeln. »Schmusek groggy. Latiten?«

Das blieb nicht ohne Wirkung.

»Redste jiddisch?«, fragte der Beamte. »Odder vielenglisch?«, e plokay.«

leicht du redst »Dvargitschol

»Redste fransoa?«

»G'vivtschir u mugvivtschir ...«

Der Beamte erhob sich und rief seinen Kollegen aus dem Nebenzimmer herbei.

»Der arme Kerl spricht nur ungarisch«, informierte er ihn.

»Du stammst doch aus dieser Gegend. Vielleicht kommst du dahinter, was er will?«

»Chaweri«, sprach der andere mich an. »Te mit akarol mama?«

»Dvargitschoke plokay«, lautete meine prompte Antwort.

»Lathen?«

Der Transsylvanier versuchte es noch mit Rumänisch und einem karpatho-ruthenischen Dialekt, zuckte die Achseln und ging ab. Als nächster kam ein hohlwangiger Kassier aus der Abteilung für Kalorienforschung und unterzog mich einer arabischen, einer türkischen und einer holländischen Fühlungnahme. Ich verharrte standhaft bei meinem Dvargitschok und hob bedauernd die Arme. Ein Ingenieur aus dem zweiten Stock ging mit mir fast alle slawischen Sprachen durch; das Ergebnis blieb negativ. Sodann wurde ein Botenjunge aufgetrieben, der finnisch sprach. »Schmusek«, wiederholte ich verzweifelt. »Schmusek groggy.« Der Koordinator für die Fruchtbarmachung toter Sprachen wollte mich in eine lateinische Konversation verwickeln, der Generaldirektor des Amtes für Reiskornzählung in eine rätoromanische. »G'vivtschir« war alles, was sie aus mir herausbekamen. Eine unbekannte Dame erprobte an mir ihre italienischen, spanischen und japanischen Sprachkenntnisse, der Por-

tier des Gebäudes, ein Immigrant aus Afghanistan, nahm mit Freuden die Gelegenheit wahr, einige Worte in seiner Muttersprache zu äußern, und gab freiwillig noch einige Brocken Amharisch darauf. Ein Buchhalter – Pygmäe und möglicherweise Kannibale – versuchte sein Glück mit dem Dialekt des Balu-Balu-Stammes. Um diese Zeit war bereits eine ansehnliche Menschenmenge um mich versammelt, und jeder entwickelte seine eigene Theorie, woher ich käme und was ich wollte. Die Mehrzahl der Kassiere neigte der Ansicht zu, dass ich ein Mischling einer Mestizemutter mit einem weißen Indianervater sei, die Buchhalter hielten mich für einen Eskimo, was jedoch vom Leiter der Osteuropa-Abteilung, der selbst ein Eskimo war, entschieden bestritten wurde. Der Chefkontrolleur des Amtes für verschwindende Vorräte, telefonisch herbeigerufen, unternahm einen tapferen Klärungsversuch auf siamesisch, scheiterte jedoch an meinem soliden Verteidigungswall von Dvargitschoks. Nicht besser ging es dem Verwalter der Öffentlichen Illusionen auf aramäisch. »Plokay.« Wallonisch. Baskisch. »Mugvivtschir.« Norwegisch, papuanisch, griechisch, portugiesisch, tibetanisch, ladinisch, litauisch, Suaheli, Esperanto, Volapük ... nichts. Kein Wort.

Nach und nach brachen die mich Umringenden erschöpft zusammen. Da machte ich ein paar rasche Schritte zum Schreibtisch des Beamten und raffte – als hätte ich sie eben erst entdeckt – einen der dort liegenden Nummernscheine an mich. (Das war, man erinnert sich, der eigentliche Grund meines Hierseins.)

»Er will eine Nummer!« Die frohe Botschaft verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Kanzleien und Korridore. »Eine Nummer will er haben! Endlich! Eine Nummer! Halleluja!«

Die Beamten nötigten mir zur Sicherheit einen zweiten Nummernzettel auf, klopfen mir auf die Schultern, gratulierten mir, umarmten mich, und wenn ich nicht irre, küsste ein Kontrolleur sogar den Saum meines Gewandes. Tränen standen in aller Augen, und der Jubel über die Heimführung der Zerstreuten war allgemein. »Dvella«, murmelte ich und war selbst ein wenig bewegt.

»Dvella ...«

Zu Hause fand ich in meinen Rocktaschen noch weitere zwanzig Nummernzettel.

Ein Oldtimer

Der Ordnung halber sei vermerkt, dass ich den Röntgenapparat schließlich doch nicht bekommen habe, obwohl man mich ohne weiteres Schlangestehen in das Büro von Dr. Bar Cyanid geleitete. Allem Anschein nach werden Lizenzen für die Einfuhr von Röntgenapparaten nur an neu eingewanderte Ärzte vergeben.

Neueinwanderer können im Allgemeinen tun, was sie wollen. Im ersten Jahr ihrer Ansässigkeit brauchen sie nicht einmal Einkommensteuer zu zahlen. Manche unternehmungslustigen israelischen Bürger machen einen ganz anständigen Lebensunterhalt daraus, dass sie in bestimmten Zeitabständen das Land verlassen und als Neueinwanderer wiederkommen. Ungeachtet dieser Bevorzugung gilt ein Neueinwanderer, der sich über nichts beklagt, entweder als Idiot oder als Großkapitalist. (Das gesamte Großkapital ist hierzulande in jüdischen Händen zusammengezogen, ein Umstand, der allseits heftigen Unwillen erregt.)

Auch die Lage der mittellosen Neueinwanderer, die sich seltsamerweise in der Überzahl befinden, ist keineswegs hoffnungslos. Es gibt Leute, die vor zwanzig Jahren mit einem einzigen Koffer ins Land gekommen sind, und heute besitzen sie diesen Koffer noch immer. Sie sind die so genannten »Oldtimer«, die um ihrer Ideale willen Unsägliches gelitten haben, als sie jung waren. Sie haben sich bis auf den heutigen Tag eine gesunde Feindseligkeit gegen alle jene bewahrt, die erst später gekommen sind und die – nach Meinung der Oldtimer – das reine Luxusleben führen.

Zorn und Abscheu spiegelten sich in den Gesichtszügen jenes älteren Herrn, der mich eines Tags vor dem Eingang zum Kino anhielt:

»Wohin so eilig, Jossele?«

Ich gestand ihm, dass ich mir eine Eintrittskarte ins Kino gekauft hätte.

»Eintrittskarte ins Kino?«, wiederholte er mit schneidender Verachtung. »In deinem Alter war ich froh, wenn ich mir eine Gurke zum Nachtmahl kaufen konnte. Aber Kinokarten? Vor dreißig Jahren hat kein Mensch daran gedacht, ins Kino zu gehen. Damals sind hier noch die Tragkamele vorbeigezogen, und von den Boulevards konnte man aufs offene Meer hinaussehen.« »Interessant«, sagte ich. »Aber jetzt muss ich nach Hause.«

»Nach Hause?« Er nickte bitter. »Wir hatten kein Zuhause. Wir pflegten ein paar Schachteln und Konservenbüchsen übereinander zu schichten, verklebten das Ganze mit Packpapier – und das war unser Zuhause. Hast du Möbel?«

»Nicht der Rede wert.« Ich wurde vorsichtig. »Meistens sitzen wir auf Ziegelsteinen.«

»Ziegelsteine?! Von Ziegelsteinen wagten wir nicht einmal zu träumen! Wo hätten wir das Geld für Ziegelsteine hernehmen sollen?«

»Ich weiß nicht«, gestand ich kleinlaut. »Um die Wahrheit zu sagen: Ich habe die Ziegelsteine nicht gekauft, sondern von einem unbewachten Bauplatz gestohlen.«

»Gestohlen!« Die Stimme des alten Herrn bebte vor Zorn.

»Ich habe achtzehn Jahre lang hier gelebt, ehe ich es wagte, meinen ersten Ziegelstein zu stehlen! Wir hatten damals nicht einmal Sand, um darauf zu liegen. – Trinkst du Wasser?«

»Sehr selten. Vielleicht einmal in der Woche.«

»Einmal in der Woche?« Er packte mich an den Schultern und schüttelte mich, als ob er mich mixen wollte. »Bist du dir klar darüber, Bürschchen, dass man seinerzeit in Jerusalem für Wasser bares Geld zahlen musste? Die Zunge klebte uns am Gaumen, aber wir konnten unseren Durst nicht löschen. Wir hatten nicht einmal den lumpigen Piaster, Jossele, um uns ein Glas Wasser zu kaufen!«

»Ich heiße nicht Jossele«, warf ich ein. »Und überhaupt, ich kenne Sie nicht, mein Herr.«

»Du kennst mich nicht?«, brüllte mein Gesprächspartner.

»Wenn wir in deinem Alter die Frechheit gehabt hätten, jemanden

nicht zu kennen, hätte man uns windelweich geprügelt! Aber ihr jungen Grünschnäbel von heute könnt euch natürlich alles erlauben ...«

Damit ließ er mich stehen und ging zornig seines Weges. Ich war niedergeschmettert. Der Boden schwankte unter meinen Füßen. Ich musste mich hinlegen. Ein Taxi überfuhr mich. Früher einmal mussten die Pioniere achtzehn bis zwanzig Jahre warten, bevor sie zum ersten Mal von einem Taxi überfahren wurden. Die Zeiten haben sich geändert.

Brautkauf im Kibbuz

Der ständige Ratschlag, der den Hungrigen in diesem Lande erteilt wird, lautet: »Geh in einen Kibbuz.«

Die berühmten israelischen Kibbuzim sind ein Unikum in der Geschichte: Die einzigen landwirtschaftlichen Kollektive, die auf freiwilliger Basis errichtet wurden und die ohne Geheimpolizei, Schnellgerichte und Hinrichtungskommandos weiter bestehen. Die Sowjetunion hat gegen diese Provokation wiederholt Einspruch erhoben.

Unsere Kibbuzim besitzen Ländereien, Industrien und Goldminen von unschätzbarem Wert, aber das einzelne Kibbuzmitglied sieht niemals einen roten Heller, weil das ganze Eigentum dem Kollektiv gehört. Alle Kibbuzmitglieder besitzen die gleichen Rechte, essen die gleiche Nahrung und tragen Hemden von der gleichen Größe. Entweder haben alle ein Radio oder niemand. Wenn einer ins Kino geht, müssen alle ins Kino gehen. Als Ministerpräsident Ben Gurion vor einigen Jahren demissionierte und sich in den Kibbuz Sde Boker zurückzog, brachte er das ganze Kollektiv ins Wanken, weil er jede Bevorzugung ablehnte, einschließlich der ihm vom Arzt vorgeschriebenen Diät. Er wollte genau so verköstigt werden wie alle anderen Mitglieder des Kibbuz. Infolgedessen mussten alle anderen Mitglieder des Kibbuz auf eine salzlose, proteinarme Diät gehen. Etwas später wurden für alle Kibbuzmitglieder zwangsweise Griechischkurse eingeführt, weil unser Expremier, der bekanntlich ein großer Platoverehrer ist, die Lehren dieses klassischen Denkers nicht allein in sich aufnehmen wollte. »Der Kollektivismus ist eine gewaltige Idee, die nur den einen Nachteil hat, dass sie sich verwirklichen lässt«, bemerkte einmal ein witziger Zeitgenosse. Und wie recht hatte ich doch!

Ein sonderbarer Mikrokosmos ist so ein Kibbuz. Ich möchte ihn

dem Leser durch die Schilderung eines Besuches nahe bringen, zu dem ich mich auf Einladung meines Freundes Schimon entschlossen hatte, um in der majestätischen Ruhe der Natur, wie sie den Kibbuz auszeichnet, für ein paar Tage dem lärmenden Betrieb der rauchgeschwängerten Großstadt zu entfliehen.

Schimon konnte sich vor Freude über meine Ankunft nicht fassen, denn er war gerade an diesem Tag in ein neues Zimmer übersiedelt, sein kleiner Junge lag mit den Masern zu Bett,¹ seine Frau spielte Hebamme bei einer widerstrebenden Kuh, und er selbst musste dringend in den Speisesaal, wo eine Vollversammlung über den Fall eines Kibbuzmitgliedes beraten sollte. Dieses Mitglied hörte auf den Namen »Ricki der Verrückte« und verlangte aus der Kibbuzkasse schon seit Wochen eine Summe von vierhundert Pfund.

»Wozu braucht ein Kibbuznik Geld?«, fragte ich, während ich hinter Schimon zum Speisesaal rannte.

Schimon, als Schatzmeister des Kibbuz die denkbar zuverlässigste Auskunftsstelle, gab mir die denkbar aufschlussreichste Auskunft:

»Um sich eine Frau zu kaufen.«

Und immer noch im Eiltempo erzählte er mir den Hergang der Geschichte:

Vor einiger Zeit war Ricki der Verrückte mit der Funktion eines »Einkäufers« betraut worden, hatte in einer von Jemeniten bewohnten Nachbarsiedlung zu tun gehabt und hatte sich dort Hals über Kopf in ein jemenitisches Mädchen namens Chefzibah verliebt. Dass sein Familienname Kraus war und Chefzibahs Familienname Habivel, störte ihn nicht. Ungesäumt stellte er sich ihrem Papa vor und gab dem bärtigen Herrn Habivel seine ehrsamten Absichten in Bezug auf Chefzibah bekannt.

Papa Habivel erteilte sofort seine Zustimmung. Mehr als das; in Anbetracht der Jugend des Brautwerbers verlangte er für seine Tochter vierhundert Pfund in bar.²

1 Auch das gehört zu den Grundsätzen des Kollektivismus: Wenn ein Kind im Kibbuz Masern bekommt, bekommen alle Kinder Masern.

2 Die bärtigen Einwanderer aus dem Jemen sind um etwa 2000 Jahre hinter unserer Entwicklung zurück und konservativ bis zur Halsstarrigkeit. Es ist unmöglich, sie zur Aufgabe auch nur einer einzigen ihrer uralten Sitten zu bewegen, sofern diese Sitte für

Herrn Habivels Forderung rief bei Ricki tiefe Verblüffung hervor, aber der alte Mann erklärte ihm mit patriarchalischer Geduld, dass er als Vater Anspruch darauf hätte, die in seine Tochter investierten Spesen im Verhelichungsfalle ersetzt zu bekommen, zuzüglich einer Prämie für das eingegangene Risiko, denn seine Tochter hätte ja auch sterben oder davonlaufen können. Ricki der Verrückte musste einsehen, dass es sich hier um eine uralte, unabänderliche Sitte handle. Gedankenvoll kehrte er in den Kibbuz zurück.

Was tut ein normaler Stadtbewohner unter solchen Umständen? Er nimmt ein Darlehen bei einer Bank auf, verkauft den Familienschmuck seiner Großmutter, veruntreut Firmengelder oder macht Überstunden.

Ein Kibbuznik hat keine Großmutter mit Familienschmuck, keine Bank, die ihm ein Darlehen gewährt, und keine Firmenkasse, die er plündern könnte. Er hat nichts zu verkaufen außer seinem reinen Gewissen, und dafür bekäme er höchstens fünfzig bis sechzig Pfund. Er kann also nur an die Kibbuzverwaltung appellieren, damit sie ihm das nötige Geld zum Erwerb einer Gattin gibt.

Die Kibbuzverwaltung lehnte das Ansuchen Rickis des Verrückten nach kurzer Debatte ab, und zwar aus drei Gründen: 1. Man kauft keine Frau um bares Geld. 2. Wir leben nicht mehr im Steinzeitalter. 3. Hat man so etwas je gehört?

Das Sekretariat machte sich jedoch erbötig, mit dem alten Herrn Habivel in Fühlung zu treten und ihn von der Unmöglichkeit seines Verlangens zu überzeugen.

Tatsächlich begaben sich der Kibbuzsekretär und die Vorsitzende des Sozialausschusses an einem der nächsten Tage in die jemenitische Nachbarsiedlung. Nach zwei Tagen kamen sie zurück und berichteten einer abermals einberufenen Vollversammlung, dass schließlich und endlich ... bei nüchterner Betrachtung der gegebenen Sachlage sowie bei entsprechender Berücksichtigung der jemenitischen Lebensformen ... dass also, kurz und gut und im Grunde, gegen die Forderung von Herrn Havibel sen. im Prinzip nichts einzuwenden sei. Vierhun-

sie von Vorteil ist. Und die Sitte, Töchter für möglichst teures Geld in die Ehe zu verkaufen, ist eine vorteilhafte.

dert Pfund sei allerdings ein exorbitant hoher Preis, den man unmöglich zahlen könne. Für vierhundert Pfund bekäme man ja schon eine Kuh oder eine Dieselpumpe.

Ricki der Verrückte schlug Krach, dass die Wände zitterten. Er verwahrte sich dagegen, dass man seine Chefzibah mit einer Kuh vergleiche und sie obendrein geringer einschätze als eine solche, forderte die unverzügliche Bereitstellung der zu ihrem Ankauf nötigen Summe und drohte für den Ablehnungsfall mit seinem sofortigen Austritt aus dem Kibbuz. Er würde es nicht zulassen, dass eine Gesellschaft fühlloser Geizhalse sein Lebensglück vernichte, sondern würde ein neues Leben beginnen und als Besitzer einer Blumenzucht reich und glücklich werden.

In dieser Situation fand die dringende Vollversammlung statt, die ich eingangs erwähnt habe.

Es herrschte eine aufs äußerste gespannte Stimmung. In den ersten Reihen saßen die Funktionäre, dahinter die übrigen männlichen Kibbuzmitglieder. Die weiblichen saßen an den Wänden und strickten warme Sweater. Die Kinder standen an den Fenstern und trafen trotz wiederholten Aufforderungen keine Anstalten, schlafen zu gehen. Die Dialoge zwischen ihnen und ihren Eltern folgten dem Muster: »Willst du eine Ohrfeige haben?« – »Ja, ich will eine Ohrfeige haben.«³

In unheilschwangerer Stille betrat der Sekretär des Kibbuz die Rednertribüne.

»Chawerim«, begann er. »Wir stehen vor einem noch nicht dagewesenen Problem. Ricki braucht vierhundert Pfund, denn so viel kostet seine Braut. Wir alle kennen und lieben unseren Ricki. Er ist ein alter Kibbuznik und ein guter Arbeiter. Deshalb schlage ich vor, dass wir die Hälfte des Brautpreises bezahlen und ihm für die andere Hälfte ein in zwanzig Jahren rückzahlbares Darlehen gewähren.«

Aber da war Ricki der Verrückte schon aufgesprungen: »Ich brauche keine Gefälligkeiten von euch!«, schrie er.

3 Wir werden in späteren Kapiteln noch ausführlicher auf die neue, im Land geborene Generation zu sprechen kommen – ein halbwilder Menschenschlag, der mit seinen verweichlichten Vorfahren nichts weiter gemein hat, als dass er von ihnen gezeugt wurde. Wenn israelische Eltern prahlen wollen, dann sagen sie: »Unser Sohn ist schon vierzehn Jahre alt, aber er hat uns noch nie geohrfeigt!«

»Ich verlange, dass ihr den Tatsachen ins Auge seht. Heiraten ist eine biologische Notwendigkeit. Ihr könnt mich also, wenn ihr wollt, als krank betrachten und die vierhundert Pfund für meine Heilung bewilligen.«

»Einen Augenblick!«, unterbrach ihn die Vorsitzende des Gesundheitskomitees. »Könntest du dich nicht unter unseren Kibbuzmädchen nach einer geeigneten Medizin umschauen?«

»Hört, hört!«, erklang es aus den Reihen der Strickenden. Jetzt ging Ricki erst richtig in Saft:

»Ich habe meine Wahl bereits getroffen und Schluss! Ich denke gar nicht daran, ein Mädchen zu heiraten, das nichts kostet, oder weniger als vierhundert Pfund. Chefzibah oder keine. Das ist mein letztes Wort.«

Ungeheurer Lärm entstand. Der Vorsitzende schwang die Glocke, um sich Gehör zu verschaffen.

»Chawerim«, sagte er. »Freunde! Freunde!! Eine emotionelle Krise kann nicht mit emotionellen Mitteln gelöst werden, sondern nur mit den Mitteln des Verstandes. Ich beantrage, den Beitrag des Kibbuz für Rickis Braut auf zweihundertfünfzig Pfund zu erhöhen und die restlichen hundertfünfzig Pfund durch eine Sammlung unter den Mitgliedern aufzubringen.«

»Was sonst noch? Das fehlt uns gerade!« Die aufgeregten Stimmen der Mädchen schwirrten durcheinander. »Keinen Piaster für die Jemenitin! Keinen Piaster für Ricki! Er soll seine Schnorraktion in Amerika veranstalten oder sonst wo ...«

In diesem Augenblick meldete sich Schimon zu Wort und stellte eine erschütternd einfache Frage: Er wollte wissen, von welchem Budget man die zweihundert oder zweihundertfünfzig Pfund zu nehmen gedächte?

Der Sekretär murmelte allerlei Undeutliches von verschiedenen Möglichkeiten ... von Wegen, die sich bei gutem Willen immer finden ließen ... und dass man die Brücke erst überschreiten sollte, wenn man vor ihr stünde ...

»Vielleicht könnte man den Betrag von unserem Erziehungsbudget abzweigen?«, schlug ein friedfertiger Kibbuznik vor und duckte sich unter dem Schwall von Protestrufen, der über ihn hereinbrach:

»Ausgeschlossen! Was fällt dir überhaupt ein? Sollen unsere Kinder

darunter leiden, dass Ricki verrückt ist?« »Und was ist mit *meinen* Kindern?«, brüllte Ricki seinerseits. »Haben sie kein Recht, geboren zu werden?!«

»Bitte, Chawerim!« Der Sekretär schlug mit beiden Fäusten so lange auf den Tisch, bis halbwegs Ruhe eintrat.

»Wir müssen eine Lösung finden. Vielleicht – missversteh' mich nicht, Ricki – vielleicht könnten wir das Geld aus dem Viehbestandsbudget freimachen. Wir haben nämlich – unterbrich mich nicht, Ricki – wir haben nämlich gerade eine Kuh kaufen wollen – und da dachte ich –«

»Mörder!«, klang es im Chor der entfesselten Mütter. »Wie kannst du es wagen! Du spielst mit dem Leben unserer Kinder! Milch für unsere Kleinen! Milch! Milch! Milch!«

Von einer gedeihlichen Diskussion war nicht mehr die Rede. Ricki der Verrückte erhob sich und bat ums Schlusswort. Bis morgen Mittag, so sagte er mit zitternder Stimme, hätte das Geld zur Stelle zu sein, auch wenn man zu diesem Zweck einige Kibbuzmädchen verkaufen müsste. Wenn nicht, würde es dem ganzen Kibbuz noch sehr, sehr leid tun.

In die entstandene Stille meldete sich abermals Schimon:

Wie wäre es, wenn der Kibbuz einen »Heiratsfonds« errichtete, in den künftig jeder Junggeselle zwischen fünfundzwanzig und fünfzig Pfund pro Braut einzuzahlen hätte, je nach Gewicht und anderen hervorstechenden Merkmalen?

Erlöst schloss der Vorsitzende die Versammlung:

»Chawerim«, sagte er, »das ist ein sehr vernünftiger Vorschlag. Ich möchte nur noch namens der Kibbuzverwaltung unsere Junggesellen ersuchen, ihre Bräute womöglich unter den Kibbuzmädchen zu wählen. Oder, wenn es schon unbedingt eine Braut von auswärts sein muss, dann sollten sie wenigstens auf keine übertriebenen Preisforderungen eingehen.«

Damit war die Versammlung beendet, aber es wurde noch lange in kleineren Gruppen weiterdiskutiert. Erst kurz vor 5 Uhr früh konnte ich endlich zu Bett gehen.

Um 7 Uhr stand ich auf, um den Autobus zu erreichen, der mich ins friedliche Tel Aviv zurückbringen sollte, in die majestätische Ruhe der Großstadt.

Kettenreaktion

Niemand zwingt den Neueinwanderer, ein Kibbuzidealist zu werden. Auch dem privaten Unternehmertum öffnet sich in unserem winzig kleinen Land ein unabsehbar weites und fruchtbares Feld.

Wenn es zum Beispiel ruchbar wird, dass ein Neueinwanderer die Einfuhrgenehmigung für eine Schachtel Nähnadeln bekommen hat, verfällt der Nähnadelmarkt sofort in wilde Panik, weil eine Schachtel Nähnadeln die Bedürfnisse des Landes auf fünf Jahre hinaus deckt. In solchen Fällen werden unsere Finanzgenies – wir haben auch die, nicht nur militärische Tausendsasas – mit Sicherheit irgendeine geniale Lösung finden; etwa indem sie alle vorhandenen Nähnadelvorräte für einen Pappenstiel aufkaufen, die Schachtel des Neueinwanderers ins Meer werfen und Unsummen an der Profitspanne verdienen. Es ist nicht einmal unbedingt nötig, dass in der betreffenden Schachtel auch wirklich Nähnadeln sind. Hauptsache, dass eine Schachtel, oder ein schachtelähnlicher Gegenstand, ins Meer geworfen wird.

Im Allgemeinen erfreut sich der Kaufmann hierzulande keiner ganz so hohen Achtung wie, sagen wir, in den Vereinigten Staaten, vielleicht weil er im Umgang mit seiner Kundschaft nicht ganz so korrekt ist. Niemals werde ich jenen Schuhmacher in der Bronx vergessen, der in seinem Fenster ein großes Plakat mit der Aufschrift hängen hatte: »Hier werden Ihre Schuhe repariert, während Sie warten.« Er brauchte zur Reparatur meiner Schuhe drei volle Monate, aber es lässt sich nicht leugnen, dass ich während dieser drei Monate tatsächlich auf die Reparatur gewartet habe. Amerikanische Handwerker arbeiten sehr sorgfältig.

In England weiß jeder Vater mit ziemlicher Sicherheit, was sein Sohn einmal werden wird: Bäcker, Industrieller, Staatsbeamter, Sozialist,

Lord (oder beides). Nicht so bei uns. Bei uns wissen nicht einmal die Erwachsenen, womit sie am nächsten Tag ihren Lebensunterhalt verdienen werden. Es kann geschehen, dass ein Bürger auf der Straße nach einer Adresse gefragt wird – und von da an betätigt er sich als Fremdenführer.

Ich, um endlich aufs Thema zu kommen, erzeuge seit neuestem Waschmaschinen. Ursprünglich hatte ich Bildhauerei gelernt und war infolgedessen als Nachtwächter tätig, bevor ich den Beruf eines Schriftstellers ergriff. Und vielleicht wäre ich noch immer Elektromechaniker, wenn uns die Spiegels damals nicht eingeladen hätten.

Es war ein kühler Sonntagabend, als wir die Spiegels besuchten und uns zwei Stunden lang so tödlich langweilten wie nie zuvor. Ich sage das ungern, denn die Spiegels, besonders Aurel, sind nette Leute und lebenswürdige Gastgeber. Aber irgendwie ging uns der Gesprächsstoff aus, und um zehn Uhr abends konnten wir unsere Augen nur noch mit Hilfe von Daumen und Zeigefinger offen halten. Um halb elf schliefen auch meine Finger ein, und es wurde mir unweigerlich klar, dass wir sofort aufbrechen müssten, weil ich sonst nicht mehr die Kraft hätte, meine Frau zu wecken. Unter Mobilisierung aller noch vorhandenen Energie erhob ich mich und teilte unseren Gastgebern mit, dass wir sie nunmehr verlassen würden.

»Nein, das dürfen Sie nicht!« In jähem Schreck fuhr Frau Spiegel aus ihrem Schlummer hoch. »Warum die Eile?«

»Es tut mir leid«, stammelte ich. »Trotzdem ... wir müssen jetzt unbedingt gehen ... weil ... nun ja ... ich habe eine wichtige geschäftliche Verabredung. Es tut mir wirklich leid.«

»Sei nicht ungemütlich«, sagte Aurel Spiegel. »Die Leute können warten.«

Es glückte mir, meiner Stimme einen halbwegs glaubhaften Unterton von Trauer beizumengen:

»Ich würde ja selbst viel lieber hier bleiben. Aber was hilft's. Und wenn wir uns nicht beeilen, versäumen wir noch den letzten Bus.«

»Wohin wollt ihr denn so spät?«